Renaissance der Metapher

Neue Erzählungen von Armin P. Barth / Von Roman Bucheli

Metaphern sind aus der Mode geraten, im Trend liegt der nüchterne Ausdruck. Wer die Dinge, statt sie beim Namen zu nennen, über ein drittes beschwört, gerät in den Verdacht, das Genannte verschleiern, doch nicht klären zu wollen. So herrscht denn in unserer modernen Literatur eine ästhetische Unterkühlung, die sich auch als Korrektiv zur Alltagssprache versteht, die mit abgegriffenen Bildern zusehends unterwandert wird. Unbeeindruckt von solchem Wandel schreibt hierzulande einer, der vom breiten Publikum erst noch zu entdecken ist.

Alles Schrille liegt dem jungen Erzähler Armin P. Barth fern; die lauten Töne sind seine Sache nicht; er ist ein Meister feingewobener Erzählmuster, seine Texte sind Texturen, die im Erzählen ihren Gegenstand umgarnen und gleichzeitig an das Innere der Sprache rühren. Barth ist kein moderner Erzähler. Das ist seinem Umgang mit der Sprache anzusehen. Wo andere zertrümmern und die Verwerfung der Lebenswelt in die Sprache projizieren, da bezeugt er ein fast schon befremdliches Vertrauen in die Sprache.

Armin P. Barth: Im Netz der grünen Fledermaus. Erzählungen. Janus-Verlag, Basel, 1995.

Armin P. Barth: Ein Meister feingewobener Erzählmuster.

Indes: seine Metaphorik unterläuft konsequent unsere eigenen Wahrnehmungen. Da umschliesst «weisses Haar» einen Hinterkopf «wie Eis», ein Mund wird zu einer «vertrockneten Frucht», der «Fluss» eines Kleides folgt «der Landschaft» eines Körpers «gedankenlos», Antworten «gebären» Fragen, die vor dem Fragenden herziehen «wie Schwärme heimatloser Vögel: kleine schwarze, flatternde Tücher». Metapher türmt sich über Metapher, jedes Bild ruft nach dem nächsten: nichts ist, was es ist Menschen werden maschinenähnlich («Beine stampften wie Maschinenkolben»), die Welt nimmt Menschengestalt an («Das Land lag auf seinem Rücken, vollgesogen mit Sonne, und träumte.»). Das ergibt am Ende eine schillernde Unscharfe, die schlüssiger das Unbehagen der Menschen zwischen ihnen fremd gewordenen Dingen beschreibt, als es ein radikales Aufräumen mit der Bildersprache je vermöchte.

Drei Jahre nach seinem Erstling («Trautheim») legt Armin P. Barth nun unter dem anmutig-erschreckenden Titel «Im Netz der *grünen Fledermaus*» einen weiteren Band mit Erzählungen vor. Mit einer hochpräzisen, aber im Gegensatz zur opulenten Metaphorik äusserst sparsamen Dramaturgie kreisen die Erzählungen um alltäglich Dramatisches, märchenhaft Versponnenes: Ein junger Mann kehrt zu seinem eben verstorbenen Vater zurück, um an der Leiche eine unglückliche Kindheit zu rächen. Weniger die Pietät als der Respekt vor der rituellen Totenwache hält ihn davon ab. Das im Hosenbund eingesteckte Messer schenkt er den Kindern im Dorf: sollen sie - an seiner Statt - sich wehren vor übermächtigen Vaterfiguren? Wie das Schlussbild der Titelgeschichte zur bangen Frage gerinnt, so hält es Armin P. Barth in allen Erzählungen: Der Erzähler tritt ganz aus ihnen zurück. Nun ist es Sache der Lesenden, den Faden der Geschichte fortzuspinnen, aus dem Netz herauszufinden.